



Larry Tremblay

Der feiste Christus

Roman

Aus dem kanadischen Französisch von
Michael von Killisch-Horn

Faber & Faber

Für Claude Poissant

DAS DING

Die Lust zu beten hat nichts mit Glauben zu tun.

Cioran

Der Pfeil würde gleich meinen Nacken durchbohren. So sehr ich auch in alle Richtungen lief, die steilen Wege hinabrannte, über Gräben sprang und Hügel erklomm, er ahnte meine Bewegungen voraus und verfolgte mich wie ein gehetztes Tier. Ich hatte keine Chance zu entkommen. Schicksals ergeben hörte ich auf zu rennen und erwartete, aufrecht wie ein Baum, den Todesstoß.

Ein lautes Geräusch rettete mich.

Ich brauchte ein paar Augenblicke, um mir bewusst zu werden, dass ich auf dem Grab meiner Mutter eingeschlafen war. Ich hatte lange geschlafen. Der Friedhof war jetzt in tiefes Dunkel getaucht. Es regnete leicht, ein Regen, der wärmer als die Luft war. Ich war nicht allein, laute Stimmen ganz in der Nähe drangen an mein Ohr. Beunruhigt schlängelte ich mich wie ein Schatten zwischen den Gräbern und Büschen hindurch, bis ich einen kleinen Erdhügel erreichte, wo ich eine Gruppe Männer bemerkte. Sie lachten und schrien Worte, die ich nicht verstehen konnte. Ihre Gestalten waren undeutlich im bläulichen Schimmer des Mondes zu erkennen. Vier Männer in den Zwanzigern, vielleicht auch jünger. Sie beugten sich über ein Ding, auf das sie mit ihren Füßen eintraten. Ich dachte, sie seien aus einem Grab gestiegen, und in meinen Gedanken assoziierte ich sie mit den vier apokalyptischen Reitern. Ich näherte mich, um besser sehen zu können. Sie trugen Uniformen und Schirmmützen. Ihr Gelächter wurde seltener, bis es von einer beunruhigenden Stille verschluckt wurde. Einer der vier Männer führte eine Flasche

an seine Lippen. Er trank einen Schluck und warf die Flasche dann in meine Richtung. Ich glaubte, sie hätten mich entdeckt. Von einer unkontrollierbaren Panik gepackt, machte ich mich sofort aus dem Staub, indem ich wie ein Tier kroch und mir dabei die Knie aufschürfte. Ich zitterte und klapperte mit den Zähnen. Am Ende meiner Kräfte, brach ich am Grab meiner Mutter zusammen und wagte keinen Finger zu rühren. Ich wartete eine ganze Weile. Der Regen hatte aufgehört. Ein leichter Nebel schwebte in der Luft. Der Geruch der Toten drang aus dem Boden, stinkend und kalt.

Ich spitzte die Ohren. Nichts. Ich hörte nur das Rauschen der Ulmen, die einen Teil des Friedhofs einschlossen. Beruhigt kehrte ich zu dem Ort zurück, wo ich die vier Männer gesehen hatte. Sie waren nicht mehr da. Ich war mir jetzt sicher. Derjenige, der die Flasche geworfen hatte, hatte es getan, um sie loszuwerden. Es war reiner Zufall gewesen, dass er sie in meine Richtung geschleudert hatte. Ich näherte mich dem, was sie mit ihren Stiefeln getreten hatten. Es war ein Mädchen. Ein Mädchen, das sicher bezaubernd gewesen war. Selbst in dieser unangenehmen Situation verband ich das Bild eines Mädchens unwillkürlich mit der Vorstellung, dass es bezaubernd sein musste.

Ihr Gesicht war blutüberströmt. Als ich sie hochhob, sah ich einen langen Ast, der unter ihrem Rock hervorragte. Ich zog an ihm und schleuderte ihn mit aller Kraft zum Himmel hinauf. Dieses arme Mädchen war den schlimmsten Demütigungen ausgesetzt gewesen.

Ich floh aus dem Friedhof, das Mädchen auf dem Arm. Ich hatte Angst, die vier apokalyptischen Reiter könnten aus der Dunkelheit auftauchen und mich meinerseits unaussprechlichen Qualen aussetzen. Als ich das Eingangsportal mit seinem hohen schmiedeeisernen Gitter sah, bekam ich endlich wieder Luft. In

der Ferne hörte ich das dumpfe Rauschen der Stadt, ihr sanftes Atmen. Das genügte, um mich zu beruhigen. Ich ging zu meinem Wagen, öffnete den Kofferraum und legte den Körper hinein.

Ich durchquerte die Stadt in dem beruhigenden Gefühl, dass mir die Straßen, die Leuchtreklamen, die erleuchteten Schaufenster vertraut waren. Ich durfte nicht mehr an den Ast denken, sondern musste mich auf das Steuer konzentrieren, das Licht der Scheinwerfer, auf das, was ich entdecken würde.

Mit einer angesichts der Umstände erstaunlichen Selbstsicherheit parkte ich den Wagen unter den Ästen der Eiche, die das Haus meiner Mutter unter ihren Schatten begruben. Es musste nach Mitternacht sein. Der Regen hatte die Luft gereinigt. Ich blickte mich um. Niemand. In der Ferne sah ich die Lichter der Stadt und weiter unten die Lichthöfe der Laternen, in denen ich den selbstmörderischen Flug von Insekten erkannte, wirbelndes Leben, das seinem Untergang entgegenflog. Das Haus meiner Mutter war das letzte, errichtet auf einem kleinen Hügel, und die nächsten Nachbarn befanden sich mehr als zehn Meter entfernt. Ich sah niemanden, und das Gegenteil hätte mich auch gewundert. Dieses Viertel war wenig belebt. Ich lebte abgeschlossen.

Ich stellte mich vor den Kofferraum des Wagens, ohne Gedanken, ohne Worte, und genoss meine Einsamkeit. Lange stand ich reglos da. Dann öffnete ich den Kofferraum. Ein Geruch schlug mir entgegen. Das Mädchen ... Was für ein Grauen! Ihr Kleid, ihre Beine waren voller Exkremente. Ich öffnete das Gittertor des Gartens, lief den Weg entlang und konnte mich nicht länger beherrschen: Ich erbrach mich in die Akazien von Mama. In Panik wie ein ertapptes Kind, floh ich ins Haus, schlug die Tür hinter mir zu, ging in den ersten Stock hinauf und legte mich ins Bett, ohne mir die Mühe zu machen, mich ausziehen.

DAS TIER

Ein simpler Geruch hatte mich erschüttert. Dabei hatte ich den Mut gehabt, ihr diesen langen Ast aus dem Körper zu ziehen, eine nervliche und gefühlsmäßige Herausforderung, der nicht jeder gewachsen ist. Von einem Krampf geschüttelt, hatte das Mädchen daraufhin ein leises Wimmern vernehmen lassen. Und in diesem Augenblick war mir bewusst geworden, dass ich es nicht mit einem Leichnam zu tun hatte, sondern mit einer Person, deren Leben in Gefahr war. Sie litt. Den Kopf unter dem Kissen, kurz vor dem Ersticken, begriff ich nicht, warum ich sie in den Kofferraum geworfen hatte, als wäre sie nur ein Haufen Abfall. Schließlich hatte ich ja gesehen, dass sie sich bewegte, dass sie atmete ... und ich hatte sie wie eine Tote behandelt, bevor ich wegen eines simplen Geruchs weggerannt war.

Ein simpler Geruch, den jeder Mensch in jeder Sekunde seines Lebens in seinen Därmen mit sich trägt.

Ich verfluchte mich. Ich würde niemals etwas Gutes tun, wenn ich nicht wenigstens diesmal eine Sache vernünftig zu Ende brachte. Wie sollte ich das Mitleid, das ich für das arme Mädchen empfand, rechtfertigen, wenn ich nicht die Folgen der Gewalt akzeptierte, die ihr angetan worden war? Ich schob mein Kopfkissen weg. Ich erhob mich aus dem Bett und warf einen Blick durch das Fenster meines Schlafzimmers. Die regennasse Straße glänzte stellenweise. Nicht ein einziges Fenster war bei meinen nächsten Nachbarn erhellt. Die Leute dieses Viertels schliefen friedlich. Sie hatten ihren Schlaf verdient. Sie erholten

sich von ihrer Müdigkeit, ihrer Angst. Sie vergaßen ihren Ärger, ihre Streitereien und die endlose Liste der kleinen und großen Dinge, die sie zu erledigen hatten.

Nur sie nicht. Nur ich nicht.

Warum hatte ich den Kofferraum des Wagens nicht geschlossen? Ich bemerkte es jetzt: Ich war unvorsichtig, dumm gewesen, als hätte ich gegen meinen Willen gehandelt. Weil ich es nicht mehr vor mir verbergen konnte: Dass ich nicht sofort zu einem Krankenhaus oder einem Polizeirevier gefahren war, dass ich nicht um Hilfe geschrien, dass ich keinen Krankenwagen gerufen und die ganze Stadt wegen dieses sterbenden Mädchens alarmiert hatte, all das konnte nur bedeuten, dass ich beschlossen hatte, mich selbst um sie zu kümmern.

Ich würde ihr Retter sein.

Ich ging hinunter und öffnete die Eingangstür. Alles war unverändert. Niemand hatte die Polizei gerufen. Alles war noch möglich. Ich ging zur Einfahrt. Der Kofferraum des Wagens öffnete sein Maul und gähnte ganz ungeniert. Regentropfen fielen vom Blech.

Ich machte kehrt, ging in die Küche und riss die Decke vom Tisch, an dem ich meine Mahlzeiten einnahm, weil mir das Esszimmer seit dem Tod meiner Mutter zu groß geworden war. Ich ging wieder hinaus, mit der Decke in der Hand. Ich näherte mich dem Kofferraum des Wagens. Irgendetwas bewegte sich darin. Nicht das Mädchen, etwas anderes. Etwas, das kratzte. Ich beugte mich langsam über den Kofferraum. Ein Tier sprang mir ins Gesicht. Ich wich zurück, fiel nach hinten und schlug mit dem Kopf auf dem Beton der Einfahrt auf. Bevor ich ohnmächtig wurde, sah ich, wie vor meinen Augen in blutigen Buchstaben ein Vers von Homer erschien, den ich in der Schule gelesen hatte. Ein Vers, der in der Ilias häufig wiederkehrte, um zu ver-

stehen zu geben, dass der Tod sich soeben eines Soldaten bemächtigt hatte, der von einer Lanze getroffen oder vom Schwert seines Gegners enthauptet worden war. Ein ganz einfacher Vers, den ich mir vor dem Einschlafen wie ein Gebet aufsagte.

Und die Finsternis senkte sich auf seine Augen herab.

Darüber wurde ich ohnmächtig.

Es war Tag geworden, als ich das Bewusstsein wiedererlangte.

Die Einfahrt war trocken, und eine Lerche zwitscherte in den Zweigen der Eiche. Das Erste, was ich erkannte, war die Tischdecke. Sie bedeckte einen Teil meines Körpers. Ich hatte fürchterliche Kopfschmerzen. Ich kroch zum Kofferraum des Wagens. Auf Knien warf ich einen Blick hinein. Sie war da. Es war das erste Mal, dass ich sie bei Tageslicht sah. Ihr Gesicht war geschwollen, entstellt von den Tritten ihrer Angreifer, und ihr rotes Kleid stellenweise zerrissen. Schwarzes Blut befleckte ihre Arme und Beine. Sie hatte nur noch einen Schuh. Ich wickelte sie so gut ich konnte in die Decke. Ich schloss den Kofferraum mit dem Fuß, ging mit dem Mädchen ins Haus und legte es im Wohnzimmer auf den Boden. Als ich mich aufrichtete, glaubte ich ohnmächtig zu werden. Ich ging ins Badezimmer im Erdgeschoss, um mir das Gesicht mit Wasser zu bespritzen. Ich entdeckte eine Beule am Kopf. Ich bemerkte auch einen leichten Kratzer neben meinem linken Auge. Eine Katze. Kein Zweifel. Es war eine Katze gewesen, die mir ins Gesicht gesprungen war. Sie war von dem widerlichen Gestank, der aus dem Kofferraum drang, angelockt worden. Eine andere Erklärung sah ich nicht.

Katzen sind diabolische Tiere.

DIE BADEWANNE

Es war Sonntag, einer dieser Morgen, an denen man den Eindruck hat, die Erde habe vergessen, sich zu drehen. Selbst der Wind war aus der Straße verschwunden. Ich lebte in einem Viertel der Schlafmittel und Selbstmorde, und jeder Sonntag verstärkte noch die Trostlosigkeit dieser Gegend, die verächtlich auf die Stadt herabschaute. Ein Segen, dass all das nicht an einem Montagmorgen passiert war. Ich konnte zumindest sicher sein, dass kein Nachbar mich mit einem in eine Tischdecke gewickelten Körper ins Haus hatte gehen sehen.

Ich blickte auf meine Uhr; es war gerade sechs. Durch das Fenster inspizierte ich die Umgebung. Ich ging nach oben und öffnete die Tür des Badezimmers. Es grenzte an das Schlafzimmer meiner Mutter und war geräumig verglichen mit demjenigen im Erdgeschoss. Es enthielt eine große Badewanne mit Füßen. Durch ein kleines Fenster drang das Tageslicht herein. Ich ließ ein Bad ein, ging ins Wohnzimmer hinunter, schleppte das Mädchen mit größter Mühe nach oben und legte es angezogen in die Badewanne. Das Wasser nahm sofort so viel Schmutz auf, dass es sich rötlich färbte. Ich zog den Stöpsel und ließ das Wasser ab, um die Wanne erneut zu füllen. Ich hatte bemerkt, dass ein Augenlid des Mädchens sich für den Bruchteil einer Sekunde gehoben hatte. Ich war unschlüssig: War ich im Begriff, das Richtige zu tun? Sie vom Schmutz zu befreien war mir vorrangig erschienen. Ich öffnete den Schrank, in dem meine Mutter ihre Medikamente aufbewahrt hatte und die wenigen Kosme-

tika, die sie sich erlaubte. Ich hatte nichts weggeworfen. Neun Monate waren seit ihrem Tod vergangen, und alles, was ihr gehört hatte, war nach wie vor an seinem Platz und verhöhnnte ihre endgültige Abwesenheit. Ich fand im Schrank ein Fläschchen Badeöl, dessen Inhalt ich in die Badewanne goss. Ich ging hinaus, um ein Fenster am Ende des Flurs zu öffnen, damit ein wenig frische Luft ins Badezimmer gelangte, und blockierte die Tür mit einem leeren Blumentopf. Als ich mich umdrehte, sah ich, dass das Mädchen unter Wasser verschwunden war. Ich stürzte zu ihr, um ihren Kopf aus dem Wasser zu ziehen, und fiel auf den Hintern mit einem Haarschopf in den Händen.

Meine Finger umklammerten eine Perücke!

Ich hielt mich am Rand der Badewanne fest. Aus dem Wasser sah mich ein anderes Gesicht an, mit offenen Augen. Das Mädchen hatte in Wirklichkeit sehr kurz geschnittenes blondes Haar. Befreit von ihrer beeindruckenden schwarzen Haarpracht, hatten ihre Gesichtszüge sich plötzlich neu strukturiert. Ihre Augen waren von funkelndem Grün. Ich hatte das Gefühl, dass sie mich anstarrten. Ihre Lippen öffneten sich halb, und drei Luftblasen stiegen auf. Ich löste mich aus meiner Faszination und hob das Mädchen heraus. Ich legte sie auf den Fußboden. Ihre Verletzungen bluteten noch. Ihre Brust hob sich jetzt sichtbarer. Ich vernahm deutlich ihren Atem. Ein bis dahin nicht gekanntes Gefühl überkam mich. Ein Schauer. Alles, absolut alles hing von mir ab. Ich würde für ein Leben verantwortlich sein.

DAS TELEFON

Mama hätte gewusst, was zu tun war, sie war Krankenschwester in einer Notaufnahme gewesen. Sie war den Umgang mit schwachen und kranken Menschen gewohnt. Sie hatte hingebungsvoll meine Erkältungen, meine Fieberanfälle, meine Ängste behandelt. Wunden, Narben, Verbände waren ihr vertraut. Mama hätte ohne zu zögern gewusst, was mit diesem Mädchen zu tun war.

Ich tupfte das Blut von ihren Verletzungen, vor allem von einer großen Schnittwunde auf ihrem rechten Schenkel. Ein Stück Fleisch ragte heraus. Ich machte ihr einen improvisierten Verband und drehte sie auf den Bauch. Mit einer Schere wollte ich ihr Kleid aufschneiden, aber der nasse Stoff widersetzte sich. Es gelang mir, es bis zu ihrem Gesäß zu zerreißen. Ich hatte mich auf dem Friedhof nicht geirrt: Ihre Unterwäsche war zerrissen. Stücke von Rinde klebten noch an dem blutgetränkten Stoff. Ich ging in die Küche hinunter, öffnete den Kühlschrank und trank einen Schluck Milch direkt aus der Packung. Schließlich trank ich sie ganz aus, setzte mich auf meinen gewohnten Stuhl, dem gegenüber von Mamas, und heulte los.

Ich war wie gelähmt. Ich starrte das Telefon an, das auf der Arbeitsfläche der Küche stand. Ich hatte Mama immer wieder gesagt, dass das ein schlechter Ort sei für ein Telefon. Ich konnte ihr noch so oft erklären, dass es dort, wo sie es hingestellt hatte, im Weg war, vor allem wenn wir das Geschirr spülten, sie hörte einfach nicht auf mich. Im Übrigen war es auch nicht hygienisch, der Hörer wurde mit Wasser bespritzt, sobald man den

Hahn öffnete, weil dieser verdammte Hahn repariert werden musste. Meiner unfachmännischen Meinung nach, die allerdings von gesundem Menschenverstand zu zeugen schien, durfte ein Telefon nicht der Feuchtigkeit ausgesetzt werden, dadurch musste es zwangsläufig Schaden nehmen. Gewöhnlich beachtete meine Mutter derartige Bemerkungen von mir überhaupt nicht. Sie war überzeugt, dass ich nicht im Geringsten praktisch veranlagt war. Sie erwiderte, wenn es in diesem Haus etwas gebe, das Schaden nehme, dann seien das mein Kopf und die Gedanken, die er hervorbringe. Seit ihrem Tod hatte das Telefon nur selten geklingelt. Daher hatte ich nicht eine Sekunde darüber nachgedacht, es woanders hinzustellen.

Der Gedanke, um Hilfe zu rufen, quälte mich. Ich wusste nicht, wie ich allein zurechtkommen sollte. Dieses unbekannte Leben, das mich dort oben auf dem Fußboden des Badezimmers erwartete, diese grünen Augen, wie konnte ich mich um sie kümmern? Es fiel mir schon schwer, mich um mich selbst zu kümmern. Morgens die Augen zu öffnen und festzustellen, dass ich es war, immer noch ich, der sie öffnete, und nicht ein anderer, irgendein anderer, selbst ein Hund, versetzte meinen noch nicht richtig wachen Körper in eine Benommenheit, die bis zum späten Nachmittag anhielt. Als könnte meine Seele erst dann aufleuchten, wenn die Sonne unterging. Und jetzt wurde ich an diesem Sonntagmorgen, im müden Septemberlicht, das durch das Küchenfenster hereinfiel, mit dieser Realität konfrontiert: Ein Mädchen lag bewusstlos im Badezimmer meiner Mutter, Opfer der Grausamkeit der Männer.

Schließlich schüttelte ich meine Lethargie ab, griff nach dem Telefon, zog den Stecker heraus und schloss es im Wohnzimmer wieder an. Ich ging nach oben. Am Türrahmen des Badezimmers stockte mir der Atem. Das Mädchen war nicht mehr da.

DAS KLEINE TIER

Die Tür stand einen Spalt offen. Ich steckte den Kopf durch die Öffnung und musterte aufmerksam mein Bett. Lag sie unter den Decken, die ich am Abend unordentlich zurückgelassen hatte? Ich machte einen Schritt in mein Schlafzimmer. War das vielleicht eine Falle? Hatte sie vielleicht eine Waffe und wartete nur darauf, dass ich die Decken hochhob, um sie gegen mich zu verwenden? Doch wo hätte sie eine Waffe aufreiben sollen, und warum sollte sie mir etwas antun wollen? Ich gehörte schließlich nicht zu ihren Angreifern. Ich hob die Decken hoch: kein Mädchen. Ich öffnete den Wandschrank, in dem ich meine Kleidung aufbewahrte: kein Mädchen. Ich sah unter dem Bett nach: kein Mädchen. Ich ging aus dem Zimmer und ließ meinen Blick zur Türöffnung des Badezimmers wandern: keine Blutspuren. Ich wollte gerade in Mamas Schlafzimmer gehen, als etwas meine Aufmerksamkeit weckte. Von dort aus, wo ich stand, bemerkte ich ein kleines Tier im Badezimmer. Es rührte sich nicht. Vielleicht hatte es ebenso große Angst wie ich. Ich hatte gelesen, dass manche Tiere, wenn sie die Anwesenheit eines Feindes wittern, vollständig erstarren. Ich hatte selbst diese zweifelhafte Tarntechnik mehrmals bei den Eichhörnchen, von denen es im Viertel wimmelte, beobachtet. Anstatt sich aus dem Staub zu machen, erstarren sie einfach, in dem Glauben, wenn sie sich nicht mehr bewegen, würden sie unsichtbar. Ich zog einen meiner Stiefel aus und warf ihn ins Badezimmer. Das kleine Tier rührte sich nicht. Ich machte zwei Schritte und brach in schallendes Geläch-

ter aus. Das Tier war nichts anderes als die Perücke, die das Mädchen getragen hatte. Ich hob sie auf, um mich davon zu überzeugen, als hätte ich kein Vertrauen mehr in meinen Verstand und meine Wahrnehmung. Als ich im Badezimmer war, hörte ich sofort auf zu lachen. Das Mädchen war da. Es hatte sich einfach bis zur Wand gegenüber der Badewanne gerollt.

Ich trug sie ins Schlafzimmer meiner Mutter. Ich brauchte nur mit dem Fuß die Verbindungstür zum Badezimmer zu öffnen. Mama hatte sich den Luxus dieser Tür geleistet. Dafür hatte sie auf eine Dusche verzichtet, an deren Stelle Arbeiter eine Tür ohne Griff eingesetzt hatten, die man nur zu drücken brauchte, damit sie sich in beide Richtungen öffnete. Diese Neuerung hatte einen heftigen Streit zwischen meiner Mutter und mir ausgelöst. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, dass es quasi eine moralische Notwendigkeit sei, in ihrem Schlafzimmer eine Tür zu haben, die direkt ins Badezimmer führte. Meine Argumente zugunsten der Dusche interessierten sie nicht im Mindesten. Sie hatte kategorisch erklärt, dass das Bad Vorrang habe. Ich hatte kapituliert.

Ich hatte das Mädchen aufs Bett gelegt. Zum ersten Mal sprach ich zu ihr. Ich fragte sie nach ihrem Namen, sie antwortete mir nicht. Ich berührte sie, sie reagierte nicht. Über Mamas Bett hing ein Kruzifix. Ich nahm es von der Wand. Ich öffnete eine Schublade der Kommode, in der die Bettwäsche lag, und ließ es unter einem Stapel Laken verschwinden.

DAS KLEID

Ich betrachtete ihren Körper auf der Tagesdecke aus rotem Satin. Ihr nasses Kleid betonte ihre Brust und war auf ihren Schenkeln nach oben gerutscht. Ich dachte an Sex. An das, was er auslöst. Ich hatte Grund, ihm zu misstrauen. Ich misstraute ihm, weil ich wusste, dass er existierte. Ich misstraute auch der Natur. In dieser mehrere Monate im Jahr unter dem Schnee begrabenen Stadt löste die Ankunft des Frühlings stets eine Hysterie unter den Pflanzen aus. Die Blumen durchbrachen wütend die noch gefrorene Erde und schleuderten innerhalb eines Tages ihre Farben und ihre Düfte dem Himmel ins Gesicht. Die Knospen brachen an den Zweigen auf. Die Bäume schmückten sich einen Spaziergang lang mit Blättern. Ich ersticke in diesem kraftstrotzenden Exzess, in der Pracht dieses zu kurzen und selbstmörderischen Frühlings. Noch mehr verabscheute ich den Sommer, die Jahreszeit, in der die Libido über Gebühr triumphierte. Sobald die Temperatur um ein paar Grad anstieg, kleideten oder besser entkleideten die Leute sich bis an die Grenze des Anstands und boten den Augen der allermeisten ihren über den Winter milchig gewordenen Körper dar. Sie drängten sich auf den Terrassen der Cafés, die Haut schon gebräunt von der Sonne, schweißbedeckt, und stellten sich gegenseitig zur Schau. Wie am helllichten Tag ausgestellte Fleischstücke. Die Jüngsten wie die Ältesten beteiligten sich an diesem Rausch der Hormone, ein grotesker Karneval, in dem nicht das kleinste Stückchen Güte, Liebe, Mitgefühl und wahre Schönheit auch nur die Chance

hatten, sich zu entfalten. Ich hätte am liebsten gespuckt auf dieses Volk in Shorts, zerrissenen T-Shirts und Röcken, die den Schambereich ihrer Trägerinnen sehen ließen. Ich zählte die Tage, die mich vom Herbst trennten. Ich empfing die rötliche Färbung der Blätter wie eine Erlösung, ihr Fallen wie eine Beruhigung.

Ich war ein Novemberkind. Ein Monat, den die Leute hassen. Sie ertragen seinen Ernst, seine Mittellosigkeit, seine grauen und nüchternen Landschaften nicht. Sie verstehen die innere Schönheit dieses Monats nicht, sie können sie nicht erahnen.

Ja, ich war im November geboren worden ... und mein Vater war im November gestorben. Als sie die ersten Wehen gespürt hatte, hatte meine Mutter, anstatt ihren Mann anzurufen, der in einem Regierungsgebäude in einem nördlichen Vorort arbeitete, ein Taxi gerufen. Sie hatte sich ihr ganzes Leben Vorwürfe deswegen gemacht. Mein Vater war auf dem Weg ins Krankenhaus durch einen Autounfall gestorben. Die Geburt war mühsam gewesen. Ich war durch einen Kaiserschnitt unter Vollnarkose zur Welt gekommen. Als meine Mutter aufgewacht war, hatte man ihr den Tod ihres Mannes mitgeteilt, dann hatte man mich auf ihren Bauch gelegt. So war es gewesen, meine Mutter hatte es mir immer wieder erzählt. Der Gedanke, das könnte nicht die Wahrheit sein, war undenkbar.

Da meine Mutter von der Versicherung einen nicht unbeträchtlichen Betrag ausbezahlt bekommen hatte, bewahrte der Unfall sie eine Zeit lang vor finanziellen Sorgen. Mit den Jahren hatte sie dann den Dienst als Krankenschwester wieder aufnehmen müssen, ein Beruf, den sie ein paar Jahre ausübte, bevor sie heiratete. Ohne das Geld der Versicherung hätte meine Mutter das Haus nicht behalten können, das sie und mein Vater zu Beginn ihrer Ehe gekauft hatten. Jetzt gehörte es mir, und ich

konnte damit machen, was ich wollte. Wenn mir danach gewesen wäre, hätte ich alle Fenster mit Ziegelsteinen zumauern und in völliger Dunkelheit leben können, weit weg von den Blumen und vom triumphierenden Aufbrechen der Knospen.

Manchmal dankte ich dem Himmel für diesen Unfall. Ich habe mir oft, mit einem Gefühl des Entsetzens, vorgestellt, wie mein Leben verlaufen wäre, hätte mein Vater nicht bei einer roten Ampel die Kreuzung überfahren, als ein Umzugswagen seine Lebenslinie um fünf Uhr nachmittags kreuzte, in dem Augenblick, in dem die Novembersonne sich verabschiedete.

Mama hatte nicht wieder geheiratet. Niemand anderer schlief in ihrem Bett. Daher durchzuckte mich ein Schuldgefühl, das meine Bewegungen verlangsamte, als ich mich hinunterbeugte, um das Mädchen zu entkleiden. Dunkle Flecken beschmutzten bereits die Tagesdecke. Und der Jasmingeruch, der auch Monate nach dem Tod meiner Mutter immer noch wie ein Gespenst in der Luft lag, vermochte die üblen Gerüche menschlichen Elends, die ich in das Zimmer gebracht hatte, nicht zu überlagern.

Ich hatte große Mühe, die Arme des Mädchens aus dem Kleid zu befreien. Die Ärmel hielten die Schultern gefangen, die ziemlich kräftig waren. Meine ungeschickten Versuche lösten keinerlei Reaktion ihrerseits aus. Wie sie da so lag, versunken in eine beunruhigende Reglosigkeit, erweckte sie in mir die in Anbetracht der Umstände lächerliche Vorstellung von Dornröschen. Doch dieses romantische Bild zerplatzte, als es mir gelang, ihr das Kleid und die Unterwäsche auszuziehen. Wieso hatte ich nicht früher bemerkt, dass ich einen Mann mit nach Hause gebracht hatte?

DER KAFFEE

Ich rannte auf die Straße hinaus, als würde das Haus vom Feuer verschlungen. Nach ein paar Schritten auf dem Bürgersteig musste ich umkehren. Ich war losgerannt, ohne den Stiefel anzuziehen, den ich in das Badezimmer geschleudert hatte. Anstatt hinaufzugehen und zu riskieren, dieses ... Ding zu sehen, öffnete ich den Wandschrank im Erdgeschoss, in dem meine Mutter die Besen und Putzmittel aufbewahrte. Ich hatte eines Tages meine Sportschuhe dort hineingeworfen. Ich zog sie hastig an und floh nach draußen, ohne mich kontrollieren zu können.

Fünfzehn Minuten später verschnaufte ich. Ich stand an einer Kreuzung und wusste nicht so recht, wo ich hingehen sollte. Die Stadt erwachte allmählich. Die Glocken einer Kirche läuteten. Mit dem Blick suchte ich einen Ort, wo ich mich hinsetzen konnte. Ich bemerkte das Schild eines Restaurants und lief in seine Richtung. Es öffnete erst um elf Uhr für den Sonntagsbrunch. Ich versetzte der Glastür des Lokals einen Fußtritt. Diese Geste beunruhigte mich, das sah mir gar nicht ähnlich. Ich näherte mich einem Park. Setzte mich auf eine kleine taubenetzte Bank. Der Sommer lag in den letzten Zügen. Leichter Dampf stieg vom Boden auf. Das Blut pochte in meinen Schläfen, und mein Kopf begann wieder zu schmerzen. Ich hätte ins Krankenhaus gehen sollen. Vielleicht hatte ich ja eine Gehirnerschütterung ... Ich betastete meine Beule. Sie war größer geworden. Ich würde sterben. War mir wirklich eine Katze ins Gesicht gesprungen? Wer war der Mann, den ich allein im Haus zurück-

gelassen hatte? Was erhoffte ich? Dass er sich innerhalb weniger Stunden von allein auflöste, dass Mamas Bett bei meiner Rückkehr makellos wäre, dass ich, immer noch auf ihrem Grab schlafend, bald aus diesem Albtraum aufwachte? Was hatte ich getan?

Nach einer guten Stunde beruhigte ich mich schließlich. Ohne es zu bemerken, trat ich den Rückweg an. Das Restaurant, das ich vorhin gesehen hatte, war jetzt geöffnet. Ich zögerte lange, bevor ich eintrat. Ich setzte mich in eine Ecke. An ein paar Tischen saßen bereits Gäste. Ich bestellte das Sonntagsfrühstück: Eier, Würstchen, Früchte, Toastbrot und viel Kaffee. Ich war halb verhungert und aß mit einem Appetit, der mich überraschte. Ich behandelte die Kellnerin mit ausgesuchter Höflichkeit, ja sogar gut gelaunter Liebenswürdigkeit. Sie hatte mich gefragt, ob ich noch Kaffee wolle, und ich hatte bejaht mit der Bemerkung, der Kaffee sei ausgezeichnet, was eine Lüge war. Der Kaffee war mäßig.

Nachdem ich aufgegessen hatte, beobachtete ich die Leute an den Tischen. Es handelte sich vor allem um junge Paare, manche mit Kindern. Ich war der Einzige, der allein war. Ein Paar Anfang zwanzig setzte sich an einen Nachbartisch. Die junge Frau trug ein Sommerkleid. Der Mann, der mir seinen breiten Rücken zuwandte, war kräftig. Ich stellte mir vor, wie er einen Ball auf einem Sportplatz kickte, umgeben von einer bewundernden Menge, in der Hunderte junger Mädchen ihm applaudierten. Als er sich über seinen Teller beugte, konnte ich das strahlende, von schwarzem Haar eingerahmte Gesicht der jungen Frau besser erkennen. Ihre Liebe war vermutlich nicht älter als ein oder zwei Wochen, dessen war ich sicher. Ich spürte diese Leidenschaft, die sie wie ein Parfum verströmten. In der U-Bahn oder auf der Straße hatte ich oft frisch verliebte Paare beobachtet. Sie zogen unweigerlich die Blicke auf sich, als würde das ganz neue

unbändige Gefühl, das sie beseelte, aus ihren Körpern quellen, sich in ihren Kleidern festsetzen und sie lebendiger machen als alle um sie herum. Sie sprachen nur miteinander, um ihre Gesichter einander annähern zu können und ihre Worte in Küsse zu verwandeln. Ihre Hände berührten sich unaufhörlich. Wenn sie sich entfernten, dann nur um ein paar Augenblicke später um so gieriger wieder übereinander herzufallen. Liebespaare zogen mich an und stießen mich ab.

Als ich die Rechnung bezahlte, warf ich einen letzten Blick auf das Paar mir gegenüber. Der junge Mann streichelte die Wange des Mädchens mit erstaunlicher Zärtlichkeit. Seine Finger waren dick, seine Geste zart. Ihre Beine berührten sich. Die junge Frau sah ihren Geliebten an, als gebe es nichts um ihn herum, als würde ihr ganzes Leben von dieser Liebkosung aufgesaugt und hinge an den Spitzen dieser plumpen Finger. Ich spürte plötzlich eine ungeheure Erleichterung: Ich würde niemals sein wie sie. Ich würde niemals mit meinen Fingern die Wangen einer geliebten Frau streicheln. An diesem sonnigen Sonntagvormittag berührte die Offenkundigkeit dieses Gedankens mein Herz. Anstatt mich traurig zu machen, erfüllte sie mich mit neuer Kraft. Ich würde mich nie mehr wie ein zurückgebliebener Jugendlicher benehmen.

Ich würde niemals wie sie sein, weil ich war, was ich war, und niemand in diesem Restaurant konnte ahnen, was für eine Art Mensch ich war. Niemand konnte ahnen, was ich am Abend zuvor vollbracht hatte. Niemand außer mir hatte getan, was ich getan hatte. Sie kannten diesen glatzköpfigen Mann nicht, der friedlich neben ihnen gegessen hatte. Sie würden diesen Mann niemals kennenlernen.

Ich schloss die Tür des Restaurants, entschlossen, zu Ende zu bringen, was ich begonnen hatte.

DAS VATERUNSER

Eine halbe Stunde später war ich wieder in meinem Viertel. Sobald ich mein Auto sah, das unter den riesigen Ästen der Eiche parkte, ging ich langsamer und versuchte ganz normal zu wirken. Eine Frau fuhr ihr Baby in einem Kinderwagen spazieren. Sie schien sich Sorgen zu machen, vielleicht war ihr Kind krank. Sollte ich ihr zulächeln? Ich ließ sie an mir vorbei, bevor ich zu meinem Auto ging. Unauffällig beugte ich mich über den Kofferraum, um an ihm zu riechen. Ein strenger Geruch ging von ihm aus. Ich musste ihn reinigen, bevor der Geruch nach Scheiße den ganzen Wagen erfüllte. Ich ging ins Haus und hob die Tischdecke auf, in die ich den Körper des angeblichen Mädchens gewickelt hatte. Sie war grauenhaft schmutzig. Ich rollte sie zu einer Kugel und steckte sie in eine Plastiktüte, die ich in den Müll warf. Ich kehrte ins Wohnzimmer zurück, um zu überprüfen, ob die Decke den Teppich beschmutzt hatte. Er stammte aus Kaschmir. Mein Großvater väterlicherseits hatte ihn von einer Reise nach Indien mitgebracht. Ich ging auf allen Vieren, um ihn gründlich zu mustern. Zwei Flecken. Dieser Teppich war wertvoll und das einzige Erbe, das mein Vater von seinem Vater bekommen hatte. Meine Mutter hatte ihn geerbt. Ich hatte ihn immer in unserem Wohnzimmer gesehen. Zahlreiche, mehr erfundene als wahre Geschichten waren um diesen Teppich und vor allem über seinen ersten Besitzer in Umlauf. Mein Großvater hatte in den Höhlen des Himalaya gelebt, den Biss einer Kobra überlebt und sogar an einer Tigerjagd teilgenommen. Sein Tep-

pich hatte mich eine Welt erahnen lassen, die meiner entgegenstand. Als Kind hatte ich stundenlang vor seinen Arabesken vor mich hin geträumt, verschlungene Zeichnungen, in denen ich mal eine Jagdszene erkannte und dann wieder einen Dschungel voller Gefahren oder die Geheimkarte einer geheimnisvollen Welt. Ich floh aus dem Wohnzimmer und ließ die Trauer über meine Kindheit auf diesem fliegenden Teppich zurück.

Ich holte aus der Küche ein nasses Tuch und rieb die beiden Flecken. Das getrocknete Blut verblasste, aber nicht genug. Ich ging zurück, um eine kleine Bürste zu holen, die meine Mutter benutzte, um die Töpfe zu schrubben. Durch kräftiges Reiben gelang es mir, die Flecken vollständig zum Verschwinden zu bringen. Ich wusch die Bürste mit Spülmittel unter dem Wasserhahn und ging dann nach oben. Auf der Treppe hörte ich mein Herz schlagen. Ich hatte geglaubt, es überlisten zu können, indem ich den Augenblick, in dem ich hinaufging, hinausschob. Aber das Herz ist ein unruhiges Tier, immer auf der Hut, schlimmer als ein paranoider Hund.

Ich ging zuerst ins Badezimmer. Das Wasser in der Badewanne hatte eine ekelerregende Färbung angenommen. Ich musste sie so schnell wie möglich reinigen. Ich betrachtete mich im Spiegel und untersuchte den Kratzer neben meinem Auge, das konnte nur eine Katze gewesen sein, was sonst? Ich winkte mir zu. Grüßte mich, fragte mich, wie es mir gehe. Ich antwortete mir, dass es mir gut gehe, dass alles gut laufen würde, dass ich ein reifer, ein entschlossener Mann sei. Meine Trauer war verfliegen, die Erinnerung an meine Mutter verblasste.

Ich öffnete die Tür, die zu Mutters Schlafzimmer führte.

Der ... Junge hatte sich nicht vom Fleck bewegt. Sein Mund war übertrieben weit geöffnet, sein Atem unregelmäßig. Das rote Kleid lag vor dem Bett, wie ein Haufen schmutziger Lappen.

Ich ging mit dem Kleid in die Küche hinunter und stopfte es in eine Plastiktüte. Ich hatte einen großen Vorrat davon. Meine Mutter hatte immer darauf bestanden, sie aufzuheben. Sie warf ungern etwas weg. Das Haus war voll von leeren Gläsern, Flaschen aller Art, Dosen. Und sie faltete sogar die Einkaufstüten und legte sie in einen Karton, der unter der Spüle stand.

Ich ging in den Hinterhof und warf die Tüte in den Müllcontainer. Dann ging ich mit einem nassen Handtuch wieder ins Schlafzimmer hinauf. Ich benetzte die Lippen des Jungen und tupfte ihm die Stirn ab. Zum ersten Mal bemerkte ich eine breite Wunde auf seinem Kopf. Sie blutete nicht. Dicker Schorf hatte sich bereits gebildet. Er hatte mit Sicherheit einen heftigen Tritt mit dem Stiefel an dieser Stelle erhalten. Seine Finger waren aufgeschürft. Manche Nägel waren abgebrochen und noch schwarz von Erde. Einer war umgeschlagen. Vermutlich war er mit der Kraft der Verzweiflung über den Boden gekrochen, um seinen Angreifern zu entkommen. Ich konnte meine Augen nicht länger verschließen und nicht noch einmal fliehen: Mich erwartete eine ungeheure Aufgabe.

Ich setzte mich neben ihn und betrachtete ihn. Ich hatte noch nie ein solches Schweigen in diesem Zimmer gehört. Ich kannte sehr wenig Schweigen. Im Grunde kannte ich nur das Schweigen meiner Mutter, diese Art, mir ihren Geist aufzuzwingen, mich zu nötigen, die Gedanken, die hinter meiner Stirn herumschwirrten, im Keim zu ersticken. Es geschah etwas in diesem Schweigen, das mich quälte. Ich hatte niemals den Mut gebracht, das Geräusch meiner Angst ihr Schweigen übertönen zu lassen.

Seit der junge Mann sich in dem Schlafzimmer befand, hatte ich das Gefühl, ein Schweigen zu teilen, das noch zu frisch war, um es beurteilen zu können, ein Schweigen, das den Staubstrahl,

der schräg durch das Fenster fiel, mit einem Schauer bedeckte. Ich flüsterte ein Vaterunser, dann ein zweites.

Meine Mutter hatte verlangt, dass ich dieses Gebet auswendig lernte. So wie sie auch Wert darauf gelegt hatte, dass ich sie zum Gottesdienst begleitete. Ich hatte es ihr übel genommen, dass sie mich gezwungen hatte, mich noch als Jugendlicher wie ein frommes Kind zu verhalten. Wer außer mir konnte damals ein Gebet auswendig aufsagen? Ich hatte mich nie wie die anderen fühlen können. Nur eines erregte mich wirklich: der Schmerz. Ich ritzte mich, heimlich. Ich trug immer lange Hosen und langärmlige Hemden. Wenn es im Sommer richtig heiß war, nannte meine Mutter mich verrückt. Sie hätte es gern gesehen, dass ich mich in einem dieser öffentlichen Schwimmbäder austobte, in denen die Jugendlichen meines Alters in ihre Badehosen urinieren und in ihrem gemeinsamen Dreck schwammen. Eines Tages war ich in meiner krankhaften Neigung ein Stück weitergegangen: Ich hatte mir die Pulsadern aufgeschnitten. Meine Mutter hatte mich, als sie von der Arbeit kam, ohnmächtig vorgefunden. Ich war im Krankenhaus aufgewacht, in dem sie arbeitete. Scham war das Erste, was ich empfunden hatte, als ich das Bewusstsein wiedererlangte. Das Gefühl, nackt vor einer unbekanntem Menge zu sein. Meine Mutter war ins Zimmer gestürmt und hatte die Laken meines Bettes hochgehoben, um nachzusehen, ob der Arzt sie nicht falsch informiert hatte. Er hatte ihr von den Narben erzählt, von denen mein Körper übersät war. Sie ohrfeigte mich, bevor sie in Tränen ausbrach. Ich versprach ihr, es nie wieder zu tun.

Ein Priester suchte mich während meines Aufenthalts im Krankenhaus auf. Ein älterer Mann mit schütterem, schmutziggrauem Haar. Es fehlten ihm Zähne, was mich anwiderte. Auf seinem Stuhl sitzend, der schräg zu meinem Bett stand, atmete

er geräuschvoll. Er begann mich zu fragen, ob er ein Gebet für mich sprechen könne. Sein stinkender Atem schlug mir entgegen. Ich gab keine Antwort und schloss die Augen, um ihn so schnell wie möglich verschwinden zu lassen. Er war eine Art Krankenhauspfarrer, der sich zwischen den Betten bewegte auf der Suche nach Seelen, die in Kürze ihren Körper verlassen würden. Sein Erscheinen am Bett eines Kranken löste mit Sicherheit Angst vor dem Tod aus, ja beschleunigte ihn sogar noch. Ich hatte nicht die geringste Absicht, in einem Krankenhausbett zu sterben, im Geruch nach Desinfektionsmitteln. Sollte ich sterben wollen, würde ich mir aussuchen, wo und wann ich es würde tun wollen. Ich bewegte diese Gedanken in meinem Kopf hin und her, als die ersten Worte an mein Ohr drangen. Der Priester war nicht gegangen und hatte begonnen, mit seinem stinkenden Mund ein Vaterunser zu sprechen. Ich hielt die Augen geschlossen. Immer verkrampfter in meinem Bett liegend, stellte ich mir vor, die Worte des Gebets würden sich mit schmutzigen Dingen aufladen, schwer werden von widerlichem Gestank. Es hätte mich nicht überrascht, beim Öffnen der Augen vor meinem Bett einen Haufen grauer, klebriger Sabberklümpchen zu sehen, kleine Wortleichen, die aus dem Mund des Priesters gefallen waren. Dieser sprach ein zweites Vaterunser, dann ein drittes. Ich hätte um Hilfe rufen, ihn anschreien können, mich doch bitte in Ruhe zu lassen, aber irgendetwas in mir – eine Steifheit hinter meinen Muskeln – gab nach. Als würde Wasser an meiner Wirbelsäule entlangfließen. Als ich die Augen öffnete, war der Priester gegangen.

Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name ...

Ich kannte diese Worte. Sie waren frei von jedem Schatten, besaßen keinerlei beschwörende Kraft. Und jetzt, in diesem Krankenhausbett, hatten sie zu funkeln begonnen.

DER KRANKENWAGEN

Meine Mutter war klein, knochig, mit deutlich sichtbaren Adern auf den Armen. Sie ging schnell und schien sich ständig zu verspäten. Sie atmete stoßweise, wie ein Tier auf der Lauer. Sie machte keinen glücklichen Eindruck. Dabei war sie eine vorbildliche Krankenschwester, und die Kranken mochten sie. Ich hatte das alles gewusst, als sie selbst krank in dem Krankenhaus lag, in dem sie gearbeitet hatte. Bei jedem meiner Besuche wurde mir unweigerlich versichert, dass meine Mutter »ein besonderer Mensch« sei. In ihrem mehr als dreißigjährigen Berufsleben hatte sie nicht einen einzigen Fehler gemacht und sich nie beklagt. Sie hatte sogar als eine fröhliche Person gegolten, die gelegentlich Witze erzählt hätte. Wie konnte man es nur lieben, sich um intubierte Menschen zu kümmern, stets die Gerüche von Medikamenten und hilflosen Körpern in der Nase, das gelbliche Licht der Deckenleuchter ertragen, die nie ausgehen, und die ungesunde Luft dieser gigantischen Krankenhäuser atmen, die die Abendnachrichten als gesundheitsschädlich bezeichnen. Meine Mutter war eine Heilige.

Ich hätte ihren Mut bewundern, sie wissen lassen sollen, dass ich, ihr eigener Sohn, nicht einmal ein Zehntel dessen hätte vollbringen können, was sie hatte tun müssen, um den Lebensunterhalt für uns beide zu verdienen. Ich hatte ihr nie gesagt, dass sie eine vorbildliche Frau war, eine Frau, die sich selbstlos opferte, geliebt von den Menschen, um die sie sich mit einer guten Laune gekümmert hatte, die sie stets vor mir verborgen hatte.

Denn meine Mutter hatte für mich immer nur ein Gesicht gehabt, das einer traurigen, trotz der Vitalität ihres Körpers gebrochenen Frau.

Ihr Aussehen hatte sich dramatisch verändert in den Monaten, in denen sie zu Hause behandelt worden war. Ihre Haut hatte nicht mehr dieselbe Farbe. Ihre Beine waren geschwollen, ihr übriger Körper war ganz dünn geworden, ihr Gesicht bestand nur noch aus Augen. Gegen Ende konnte sie nicht mehr aufstehen, um zur Toilette zu gehen. Daraufhin hatte ich Windeln gekauft. Ich hatte es mehrmals tun müssen, anfangs waren mir die Blicke der Verkäufer so peinlich gewesen, dass ich gespürt hatte, wie meine Achselhöhlen schweißnass wurden. Aber da man sich an alles gewöhnt, insbesondere an das, was Entsetzen und Abscheu in uns auslöst, fand ich endlich die unauffälligen, notwendigen, nützlichen Windeln. Meine Mutter brauchte sie. Sie wurden angeboten, weil man der Meinung gewesen war, dass sie gekauft würden. Jeder Idiot hätte verstanden, dass diese Windeln immer häufiger verlangt würden, weil die Bevölkerung immer älter wurde. Ich war überzeugt, dass die Welt einen Zweck hatte, dass Gott ihn wollte und dass diese Windeln ein Vorzeichen waren.

Dem jungen Mann eine Windel anzulegen war einfacher, als ich gedacht hatte. Ich holte ein Strandtuch aus dem Badezimmer, das meine Mutter von einer Patientin bekommen hatte und das mit einer Libelle bestickt war. Die Patientin hatte sie selbst gestickt. Es war also nach den Kriterien meiner Mutter ein originelles Geschenk. Es war auch das erste und letzte Geschenk, das sie von einer Patientin bekommen hatte. Sie hatte dieses Badetuch nie benutzt, sondern für eine besondere Gelegenheit aufbewahrt, die sich nie ergeben hatte. Ich deckte den jungen Mann mit dem Badetuch zu.

Ich ging hinunter, um mir einen Kaffee zu machen, und dann saß ich reglos da und wartete, bis es Abend wurde. Gegen elf öffnete ich die Haustür. Die Straße war menschenleer. Ich hörte das elektrische Knistern der Laternen und sah ein paar Fenster, die noch erleuchtet waren. Kein einsamer Spaziergänger, kein Liebespaar auf der Suche nach einem diskreten Ort. Ich öffnete den Kofferraum meines Wagens, inspizierte ihn kurz und ging wieder ins Haus.

Ich kam mit einem Eimer voll Javelwasser zurück. Ich hatte Gummihandschuhe angezogen. Ich reinigte den Kofferraum und entsorgte den Inhalt des Eimers und die Handschuhe in einem Gully in der Nähe des Wagens. Dann kehrte ich ins Haus zurück, ging nach oben und hob die Perücke auf, die auf dem Badezimmerboden lag, steckte sie in eine Plastiktüte und ging in den Hinterhof, um sie in den Müllcontainer zu werfen. Doch dann änderte ich plötzlich meine Meinung, ging wieder hinauf und räumte sie in die Kommode meiner Mutter. Als ich die Schublade schloss, spürte ich einen Blick, der wie ein Insekt über meinen Rücken lief. Ich drehte mich abrupt um. Der junge Mann schlief oder befand sich in einer Art Koma, ich konnte es nicht so genau erkennen.

Ich betrachtete ihn. Zum ersten Mal machte ich mir ernsthaft Gedanken über seinen Gesundheitszustand. Vielleicht hätte ich ihn ohrfeigen sollen, um ihn aus seiner Lethargie zu reißen? Aber ich war mir nicht sicher, ob das die richtige Vorgehensweise war, die vermutlich von Drehbuchautoren erfunden worden war. Meine Mutter hätte sich niemals erlaubt, einen bewusstlosen Kranken zu ohrfeigen, um ihn wieder zu sich zu bringen.

Wie sollte man einen Menschen in seinem Zustand ernähren? Und in was für einem Zustand befand er sich überhaupt? Wie sollte ich das wissen? Wie sollte ich ihn behandeln? Falls er starb,

was sollte ich mit ihm machen? Mit seinem Körper? Und wenn er überlebte?

Bevor all diese Fragen mich lähmten, öffnete ich die Tür zum Badezimmer und verbrachte eine gute Stunde damit, die Badewanne von den Schmutzringen zu befreien. Dann ließ ich mir ein heißes Bad ein. Alles vergessend, was ich in den letzten vierundzwanzig Stunden erlebt hatte, schloss ich die Augen und glitt nach und nach in einen Traum, in dem ich erneut von einem Pfeil verfolgt wurde. In panischer Angst floh ich in einen morastigen Wald. Das Laufen wurde immer anstrengender, meine Stiefel sanken im Morast ein. Ich steckte fest im Schlamm und konnte mich nicht mehr befreien. Ich rief um Hilfe. Eine Frau versuchte mir zu helfen, aber es war zu spät. Angewidert, als hätte ich mich in das schmutzige Wasser des jungen Mannes gesetzt, sprang ich aus der Wanne. Ich trocknete mich ab, ging in mein Zimmer, zog einen Flanellpyjama an, den ich trug, wenn das Thermometer unter null Grad sank, rollte mich in meine Decken ein und genoss das plüschig-sanfte Gefühl des Stoffs auf meiner Haut.

Doch ich konnte nicht mehr einschlafen. Der Traum verfolgte mich immer noch. Die Frau, die mir zu Hilfe gekommen war, erinnerte mich an die Krankenschwester, die meine Mutter zu Hause gepflegt hatte, bevor sie ins Krankenhaus eingewiesen worden war. Als ich sie das erste Mal gesehen hatte, empfand ich sofort so etwas wie Zuneigung zu ihr. Josiane Gravel war nicht schön. Ich hatte sie tagelang heimlich beobachtet, um herauszufinden, was ihre Hässlichkeit ausmachte. Denn sie sprang einem geradezu in die Augen, wenn man sie zum ersten Mal sah. Zumindest hatte ich mir das gesagt, auch wenn ich sehr wohl wusste, dass es in der Stadt sicher eine Person gäbe, die behaupten würde, diese Frau sei zwar nicht schön, habe aber doch ein